

etwa ein Jahr nach der Kriegserklärung, als sie zwei Menschen kennen lernte, die ihr ein zusätzliches Auskommen anboten. Ein Arzt, der auch Kriegsoffizier war, und seine Mitarbeiterin, eine junge Frau, die manchmal in die Bibliothek kam, in der Natalija angestellt war, erklärten ihr, dass sie für eine staatliche Agentur arbeiteten, die die Wirkung bestimmter Wellen auf das menschliche Gehör erforschten und dass es ihr Ziel sei, Gehörlosen zu helfen, wieder zu hören. Sie gaben vor, dass für das Experiment eine Gruppe von Freiwilligen benötigt wurde, für die der Staat bereit war, gut zu bezahlen. Das Gerät, das sich momentan in der letzten Testphase befand, sei in keiner Weise schädlich, im Gegenteil, zwei Sitzungen im Labor seien ausreichend, um – im Vergleich zur anfänglichen Situation des Patienten – dramatische Resultate zu verzeichnen, danach könnten die Versuche auch zu Hause fortgesetzt werden. Natalija hatte zuerst abgelehnt und gesagt, sie sei nicht interessiert, denn sie habe sich an ein Leben ohne Gehör gewöhnt. Doch dann habe sie nachgedacht und der finanzielle Anreiz dieses Angebots war ihr verlockend erschienen. Außerdem war das Risiko praktisch vernachlässigbar: Wie hätte das Gerät ihrem Gehör schaden können, wenn sie bereits ganz taub war? Von diesem beruhigenden Gedanken geleitet begab sie sich zur *Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft*, einem beeindruckenden architektonischen Komplex am Friedrich-Karl-Ufer 2-4. Der zweite Versuch, an dem sie teilnahm, zusammen mit einigen anderen Menschen, die nicht alle taub waren, wurde bei dem renommierten Professor Haber am Kaiser Wilhelm Institut in Dahlem durchgeführt. Bei den ersten zwei Sitzungen bemerkte sie nichts Ungewöhnliches, im Gegenteil, sie war sogar enttäuscht, denn auf die Fragen der Forscher konnte sie keine Antworten geben, die auf eine Veränderung ihrer physischen Situation deuteten. Die dritte Sitzung weckte zwiespältige Gefühle in ihr. Sie war wieder in die AEG geladen worden, doch außer ihr gab es keine anderen Freiwilligen. Der ganze Gebäudekomplex der Gesellschaft schien ihr, nachdem sie am Empfangsschalter vorbei gegangen war, unnatürlich leer. Als sie das Labor betrat, sah sie niemanden vom Personal, das sich wahrscheinlich im „Kontrollraum“ aufhielt, doch nach mehr als einem Jahrzehnt Taubheit hörte sie zum ersten Mal eine Stimme. Es war wundervoll, so wundervoll, so als träumte sie, doch bald spürte sie auch die Nebenwirkungen – als wäre Nebel in ihre Ohrengedungen und hätte sie ganz gefangen genommen. Zum ersten Mal nach so vielen Jahren hörte sie eine Stimme. Eine kalte, mechanische Stimme gab ihr Anweisungen. Und als sie das Gebäude verließ, wieder nichts. Stille. Taube Stille. Und Schwäche. Schwindel. Sie legte sich erschöpft hin, als bahne sich eine Krankheit an. Sie zitterte und das Kissen wurde feucht von Tränen. Ihr Traum von Heilung war kurz. Es wäre besser gewesen, wenn sie diese Stimme nie, nicht einen Augenblick lang gehört hätte, denn es war schrecklich, zu hören und dann wieder nicht mehr zu hören, in einem Augenblick die Ruhe zu verlieren, die sie so lange und mühsam erlangt hatte, als sie jede Hoffnung verloren hatte. Es war grausam zu hof-

fen und zu hoffen und alles war vergebens. Es wäre besser gewesen, sie hätte ihre Taubheit als eine merkwürdige Form des Glücks akzeptiert, als Gelegenheit, sich ganz von der Welt zu isolieren, in der alles gestorben war, was ihr wichtig war. Sie hatte lange gebraucht um herauszufinden, woher sie kam. Diese Stimme – die sie zum ersten Mal im Labor der Allgemeinen Gesellschaft gehört hatte, im linken Flügel des Gebäudes, auf der zweiten Etage, Zimmer 207 – kam direkt von ihr. Es war natürlich nicht ihre Stimme, denn wie sollte ihre Stimme jemals so kalt und befehlend sein. Natalija sprach nie reserviert und von oben herab. Ein solcher Ton war ihr vollkommen unnatürlich und fremd. Und dann kam Natalija zu dem Schluss, dass es besser war gar nicht zu sprechen, um nicht gezwungen zu sein so zu sprechen; wie eine Zitiermaschine; wie eine Maschine mit eingebautem Befehl: „Natalija, geh in die Küche und nimm ein Messer. Natalija, du musst jetzt ein Messer nehmen. Nimm ein Messer. Natalija nimm das Messer.“ Sie schrieb – sie hatte immer ein Heft dabei, las den Menschen von den Lippen ab und schrieb die Antworten auf. Zum ersten Mal nach langer Zeit, auf der Polizeistation, zu der sie gekommen war, um die Gründe des Todes ihres Psychiaters zu melden, die Gründe, die sie als gewaltsam und schrecklich empfand, sprach Natalija. Sie rannte ins Gebäude der Polizeistation und reichte das Blatt Papier, auf dem stand, dass sie wegen des Todesfalls von Viktor Tausk, ihres Arztes, beim Polizeichef um einen Termin bat. Ein Beamter kam ihr entgegen, der sich als Inspektor vorstellte und bot ihr an sich zu setzen. Bei der Polizei machte sie zum ersten Mal nach vielen Jahren den Mund auf. Mit einer eigentümlichen, schmerzlich hässlichen Grimasse, die ihr ganzes Gesicht erfasste, gelang es ihr, Laute hervorzubringen. Es war ein wahres Wunder. Die ungewöhnliche Art, auf die sie Worte artikulierte, schrieb der Beamte der Tatsache zu, dass Natalija als Ausländerin, dazu noch Slawin, nicht gut genug Deutsch sprach. Der Beamte dachte, sie sei Russin. Er hatte keine Ahnung vom Unterschied zwischen Russen und Letten. Als hätte die Kette, an die Natalijas Zunge gebunden war, nachgelassen: Sie sprach in gurrenden Lauten. Ihre Stimme wurde immer durchdringender. Sie schrie: „Meeesser“, griff den Bleistift vom Tisch und begann mit ganzer Kraft damit in ihre Handflächen zu bohren. Zwei Polizisten waren nötig, um sie zu überwältigen und hinauszuführen. Auf der Straße beruhigte sie sich scheinbar, willigte ein, nach Hause begleitet zu werden, doch dann entriß sie sich ihnen plötzlich und rannte kopflos in Richtung Marktplatz, wo sie in der Menschenmenge verschwand.

Diese Geschichte beginnt in der Menge; der, in der sich Natalija verloren hatte. Der Gang zur Polizei war der letzte Akt ihres freien Willens, der letzte Versuch, sich der Stimme zu widersetzen, die sie zur Demut zwang, zum blinden, ermüdenden Ausführen von Zwangshandlungen. Nur der Schmerz, der scharfe Schmerz konnte diesen quälenden Zwang durchbrechen – echte Erleichterung verschaffen, ihre Aufmerksamkeit von der hartnäckigen Stimme ablenken, die nicht aufhörte zu

befehlen. Es gab Momente, in denen sie nicht unterscheiden konnte, woher das Gefühl der Erleichterung kam: Etwa wenn sie einen Befehl ausführte oder im Moment des Zusichkommens, des kurzen und schmerzhaften Gefühls von Freiheit, das sie nur dann fühlte, wenn sie sich selbst Schmerzen zufügte, wenn sie sich flach mit einer Klinge in den Unterarm schnitt, wenn sie mit einer Sicherheitsnadel in die Haut an den Oberschenkeln ritzte. Es war ein Trick, den sie noch im Kindesalter gelernt hatte, und sie hatte schon gedacht, sie hätte sich davon befreit. Doch die Lage verschlimmerte sich wieder so sehr, dass es keine andere Möglichkeit gab, als zur alten Gewohnheit zurückzukehren. Natalija hatte schon sehr früh an Bauchschmerzen gelitten, die Anfälle von Übelkeit verursachten. Sie konnte sich nicht erinnern, wann es angefangen hatte: Als sie Haus und Eltern verlor oder noch früher. Zum Glück oder Unglück entdeckte sie bald, dass das Ritzen der Haut mit der Sicherheitsnadel vorübergehend die Schmerzen im Bauch linderte. Wenn sie keine Nadel hatte, rieb sie ihre Knie mit den Händen so stark, dass große rote Flecken zurückblieben, und die linke Hand, die sie oft durchstach und ritzte, sah entsetzlich aus, so schlimm, dass sie froh war, dass es Ärmel und Handschuhe gab. Sie schämte sich: Niemandem, wirklich niemandem würde sie zeigen, was sie sich an tat, außer natürlich Doktor Tausk. Ihm hatte sie in einem Anfall von Nähe, schon bei der ersten Begegnung, als er noch gar nicht ihr Arzt war, gezeigt, was sie tat. Sie tat es unter der Schulbank, unter dem Tisch im Restaurant, in der Bibliothek, unter dem Bücherpult. Mit der Zeit wurde sie Expertin darin, ihre Verletzungen zu verstecken. Sie lebte im Haus einer adeligen lettischen lutheranischen Familie. Diese hatte sie um den Preis der eigenen Sicherheit vor der Schwarzen Hundertschaft versteckt, dieser betrunkenen wilden Horde, die alle Menschen getötet hat, die Natalija nahe standen und die sie mochte, und war mit ihr nach Berlin emigriert. Sie gaben ihr ein Dach über dem Kopf, ein warmes Bett, Essen, man könnte sagen Liebe – doch trotzdem hatte Natalija das Gefühl, *in einem Schrank* zu leben und dass um sie herum alles ein wenig kalt und ein wenig dunkel war. Wenn sie plötzlich aus dem Schlaf erwachte, brauchte sie eine Weile um zu begreifen, wo sie war, in welchem Land, in welcher Stadt. Die Nacht schien ihr vor der Dämmerung immer am schwärzesten, in jenen Sekunden, wenn die Nähte der Dunkelheit das Licht durchließen. Und ihre Blase wachte, wie um sie zu ärgern, vor ihr auf und zwang sie, genau im unangenehmsten Augenblick aufzustehen. Als Kind hatte sie Angst vor geheimnisvollen Waldtieren und geisterhaften Nachtschwärmern, und diese Angst verwandelte sich später in eine merkwürdige Form von Wohlgefühl, das sie den *Nostalgiestich* nannte. Bilder ihrer Herkunft kamen auf und durchbohrten sie wie Pfeile. Sie hatte das Gefühl, das Reh zu sein, das auf der Lichtung die Ohren spitzte und zugleich der Reiter, der die Pfeile aus dem Köcher holte, den Bogen spannte, zielte, den Atem anhielt und abfeuerte. Es war schön, von Gefühlen übermannt zu werden. Es war angenehm zu fantasieren, es war schön zu träumen, so

gar das, was sie als Albtraum bezeichnete, war für Natalija besser als das Aufwachen. Anfang 1906, als sie mit der lutheranischen Familie, die sie wie ein eigenes Kind angenommen hatte, nach Kaulsdorf bei Berlin zog, erlebte sie das erste „schrecklichste Aufwachen“. Im Hause der Kunraths gab es auch am Tag nicht allzu viel Licht und nachts war es pechschwarz. Sie öffnete die Augen – sie wusste ganz genau, dass ihre Augen weit geöffnet waren – aber die Dunkelheit war so dicht, dass sie nichts sehen konnte, und selbst wenn es draußen ein wenig hell gewesen wäre, wäre sie von den schweren dichten Vorhängen geschluckt worden, unter denen auch die Fensterläden ganz geschlossen waren. Sie wusste, dass sie wach war und das bestätigte auch der Harndrang. Sie drehte sich auf die Seite, schwang ein Bein über den Bettrand und suchte die Hausschuhe, doch offensichtlich war sie noch halb im Schlaf, drehte sich auf die falsche Seite und schlug gegen die Wand, die mit Holz ausgelegt war. Als sie sich wieder auf den Rücken drehte, streckte sie automatisch beide Beine und schlug dann gegen das Fußende. Das Bett, das für sie ein wenig zu kurz war und das die Kunraths mit anderen Möbeln von der Kirchengemeinde bekommen hatten, hatte sicherlich einer winzigen Novizin gehört, jedenfalls dachte das Natalija. Das Bett hatte einen Kopf- und einen Fußteil, und ob sie wollte oder nicht, sie musste immer gekrümmt wie ein Embryo schlafen. Natalija schien wieder, dass sie vollkommen wach war und sie lächelte sich ein bisschen zu, drehte sich auf die andere Seite und streckte sich träge, doch selbst so berührte sie – ganz unlogisch – Holz. Sie zog schnell ihre Hand zurück und brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen, wie schrecklich diese Berührung war. Denn auch wenn sie sich zusammennahm und wenn sie noch einmal vorsichtig und behutsam dasselbe versuchte, ertastete sie rechts und links mit den Fingerkuppen eine Wand. Ihr schien, dass der Schrecken, der sie ergriffen hatte, zu lange dauerte und sie hatte keine Kraft, zu überprüfen, wie viel Raum über ihrem Kopf war. Mit den Füßen stieß sie an das Fußende. Mit dem Kopf an das Kopfende. Sie schrie, aber sie war nicht sicher, ob sie das gut getan hatte; sie konnte einen Laut hervorbringen, aber als gehörloser Mensch wusste sie nicht zuverlässig, ob und wie sehr ihr Schrei überhaupt zu hören war. Später erwies sich, dass die Tür zu Natalijas Zimmer – die sie aus Angst, dass es in einem so kleinen Zimmer keine Luft gab, immer angelehnt ließ – dass sich diese unglückliche Tür in der Nacht ganz geöffnet hatte, aus wer weiß welchem Grund, und dass sie den Raum an einer Bettseite vollkommen blockiert hatte. Als Natalija sie berührt hatte, hatte sie den Eindruck, in einer Holzkiste eingeschlossen zu sein. Sie war sicher gewesen, in einem Sarg erwacht zu sein. Das war kein entscheidender Moment, doch es verschlimmerte ihre psychische Situation und bestärkte sie darin, etwas unternehmen zu müssen.

„Das ist nicht das erste Mal. Manchmal ging auch die Tür des Porzellanschranks auf. Ein langes – khrrrrk – und hielt inne, als ob sie wartete, dass man wieder in

den Schlaf versinkt und dann wieder – ein übles, schreckliches khrrrk“; Frau Kunrath hielt mitten im Satz inne und sie schämte sich, denn Natalijas Blick begegnete ihr und gab ihr zu verstehen, dass sie vergeblich nach Klangbeispielen suchte, die denen im Haus ähnelten.

Natalija las geschickt von Frau Kunraths Lippen, aber es war wirklich sinnlos, einen gehörlosen Menschen zu trösten, indem man Laute aufzählte, die Holz verursachte, wenn in der Nacht alle Öfen kalt wurden. Frau Kunrath hatte Mitgefühl mit Natalijas Unglück; sie schätzte ihre Intelligenz und ihren Drang zu lernen, zu lesen und ihre körperliche Behinderung zu überwinden. Jedes Mal, wenn sie sich an Natalijas Mutter Raisa und ihren Mann Efim erinnerte, freundliche Menschen, die niemandem etwas Schlechtes angetan haben und bei den anderen beliebt waren, dachte Frau Kunrath, wie ungerecht das Schicksal manchmal war und dass die Menschen eigentlich an diesem Schicksal Mitschuld trugen, denn ihr schien, sie halfen der Ungerechtigkeit nach, statt ein wenig an sich zu arbeiten und etwas zu unternehmen, damit die Welt eine bessere werde. Die Kunraths nannten Natalija manchmal bei ihrem Namen, Natalija Efimova, und manchmal Fräulein Aronstam, um ihr zu zeigen, wie sehr sie sie schätzten, denn diese stille, bescheidene und zurückhaltende junge Frau hatte jeden Respekt verdient; sie half gern im Haushalt, hatte es geschafft, in der Bibliothek eine Stelle zu finden und vergalt Gutes immer mit Gutem; sie war nicht verschwenderisch und gab beinahe jeden Lohn „ins Haus, für gemeinsame Ausgaben“ ab.

Der Hauptgrund, warum ich mich ritzte – wenn ich es bedenke – war Wut. So beschrieb Natalija die Symptome in einem ihrer vielen Hefte, die sie immer dabei hatte und die ihr dazu dienten, mit den Menschen zu kommunizieren. Wut hatte sich in mir angesammelt, in mir war immer mehr Wut, wegen etwas, das ich nicht lösen konnte. Und der einzige Ausweg, den ich sah, ich meine der einzige zugängliche Ausweg, der mir buchstäblich in die Hände geriet, zusammen mit der Stricknadel und der Sicherheitsnadel war das Hautritzen. Das Schlimme war nicht das Ritzen meiner eigenen Haut, sondern dass ich mich manchmal besser fühlte, erstaunlich besser, nachdem ich mir in den Unterarm geschnitten hatte. Gut, das hielt kurz an, und danach weinte ich immer, genau wie Frau Kunrath weinte, als sie zum ersten Mal meinen Arm sah und wie sehr er blutete.

Als die Dinge, mit Natalijas Worten – zum ersten Mal der Kontrolle entglitten – versuchte sie mit ihren Problemen fertig zu werden. Doch in der ersten Praxis, die sie aufsuchte, hatte das zu keinen Ergebnisse geführt. Sie musste weiter suchen. Der berühmte Doktor Albert Eulenburg erstellte schließlich die Diagnose *Algolagnie*. Wegen dieses modischen Begriffs, der die neurotische Störung bei Kranken bezeichnete, die zu widersprüchlichem Genuss an der Selbstverletzung neigten, begann sie verschiedene Ärzte aufzusuchen. Natalijas Problem war schwer zu bestimmen und zu eliminieren – ja, genau dieser gebildeten Ausdrücke bediente sich

der angesehene Berliner Arzt, der erste in einer beeindruckenden Reihe von Professoren und Doktoren, die sich des Falls Natalija angenommen hatten. Und genau diese Worte – bestimmen und eliminieren – die der wissenschaftlichen Überzeugung entstammten, dass es für jeden Zweifel eine Lösung, für jede Abweichung vom Normalen ein Korrektiv und für jede Störung ein Heilmittel gäbe, waren Natalija unangenehm. Sie empfand sie als Bedrohung. Sie fühlte sich bedroht; wohl weil ihre Krankheit von ihr abhing und alle gesundheitlichen Verstrickungen, die Kompliziertheit der Beschwerden, die sie quälten, in direkter Verbindung zu ihrer komplizierten Person standen. Als kluge junge Frau war sich Natalija längst bewusst, dass es eine schicksalhafte, geheimnisvolle Verbindung zwischen Krankheit und Identität gab. Einmal schrieb sie das auf: *Meine Krankheit ist meine Identität. Oder nein: Meine Identität ist meine Krankheit. Ich habe Angst vor dem Tod. Ich habe Angst, an dem zu sterben, was ich bin. Oder noch banaler – weil ich bin, was ich bin.* Und so sehr sie ehrlich wünschte, gesund zu werden, ihr schauderte beim Gedanken, dass sie – wenn man überhaupt eine Lösung für ihren Fall fände und falls diese endgültig wäre – zusammen mit den Anzeichen ihrer Krankheit verschwinden müsste; sie müsste vernichtet, ausgelöscht, Stück für Stück, Haar für Haar, Muskel für Muskel, Knochen für Knochen, Erinnerung für Erinnerung eliminiert und am Ende ganz aus dem Register der Lebenden geworfen werden; zur Seite gelegt, so wie Dokumente ad acta gelegt werden, wenn sie keine Bedeutung mehr haben, wenn sie erledigt und vergessen sind.

Aus dem Kroatischen von Blažena Radas



Sibila Petlevski, geb. in Zagreb, studierte Philologin und ordentliche Professorin an der Akademie der darstellenden Künste in Zagreb. Sie veröffentlicht und übersetzt Prosa, Dramen und journalistische Beiträge. Sie ist Mitglied der L'Académie Mallarmé und L'Académie Européenne de Poésie. Ihr Drama „Eisgeneral“ wurde in der europäischen Selektion Berliner Festspiele TT Stückemarkt (2005) ausgezeichnet. Von 2001–2005 war sie Präsidentin des kroatischen PEN-Zentrums. Jüngste Prosaveröffentlichungen: „Mein Antonio Diavolo“, 2007; „Zeit der Lügen“, 2009; „Es war so schön!“, 2011. Sie lebt und arbeitet in Zagreb.